

Ist die Festung Europa geknackt? Mehr als vierhundert Afrikanisten strömen ungehindert nach Bayreuth. Niemand hält sie auf, keine Grenzpolizei und kein Innenminister. Als Richard Wagner 1872 Cosima hatte? Bis 1989, so erfahren die Afrikanisten bei der Eröffnungsrede ihrer großen Bayreuther Konferenz, war noch eine Straße der Stadt nach dem Engländer benannt, der zunächst ein Buch über Wagner schrieb und danach mit „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ (1899) und „Arische Weltanschauung“ (1905) nicht gerade wenig dazu beitrug, dem Rassenwahn der Nationalsozialisten den Weg zu bereiten. Zu Chamberlains Beerdigung im Jahr 1927 war Hitler persönlich angereist. Die Ehrerbürgerschaft der Stadt wurde dem Briten erst 2013 aberkannt.

Deutschland, so wird der 1975 als Obayemi Babajide Adetokunbo Onafuwa geborene Schriftsteller Teju Cole am letzten Tag der Konferenz mit fröhlichem Lächeln sagen, würde ihn einfach komplett „überstimulieren“. „Es ist ein unglaublich anregender, diskursiver Raum. Man kann hier keinen Stein werfen, ohne eine Stück Geschichte zu treffen.“ Der letzte Satz enthält eine ironische Volte, denn er zitiert ein Bonmot Lord Salisburys, der sich über die massenhafte Erhebung Bürgerlicher in den niederen Adelsstand im frühen zwanzigsten Jahrhundert mit den Worten lustig machte, man könne in London keinen Stein werfen, ohne einen „Knight“ zu treffen. Salisbury betrachtete die Fließband-Nobilitierung der Zwischenkriegszeit zweifellos als Verfallssymptom. Teju Cole dürfte die Anspielung nicht ohne Hinter-sinn gemacht haben. Das heutige Harare, die Hauptstadt Zimbabwes, hieß von 1890 bis 1980 Salisbury, benannt nach Robert Gascoyne-Cecil, 3. Marquess of Salisbury.

Heute wohnen mehr als siebzigttausend Menschen in Bayreuth, und etwa zehntausend Studierende sind an der hiesigen Universität eingeschrieben. Die Afrikanisten schlendern durch Bayreuths schöne Gassen, bevölkern den Campus, die Stadthalle, das Alte Schloss. Sie kommen aus Yaounde, Abuja und Libreville, aber auch aus Cambridge, Wisconsin, London und Kyoto. Ihre Universitäten heißen Obafemi Awolowo University, Harvard, Ajayi Crowther University, Moi, Ritsumeikan oder Mississippi State. Sie sind Literaturwissenschaftler, Linguisten und Kulturwissenschaftler aus aller Welt und haben sich in der ALA, der African Literature Association, zusammengeschlossen, die jedes Jahr eine große Konferenz abhält.

Überwiegend finden diese Großveranstaltungen in den Vereinigten Staaten statt, und alle fünf Jahre, so sieht es die Satzung vor, muss die Konferenz auf dem afrikanischen Kontinent ausgerichtet werden. In diesem Jahr kommt die ALA nach Bayreuth und damit zum ersten Mal in ihrer Geschichte nach Europa. Das ist verblüffend genug, denn die Auseinandersetzung mit den alten Kolonialmächten bildet natürlich noch immer einen Schwerpunkt innerhalb der post-colonial studies, und viele ihrer Theoretiker haben in Europa studiert, wie etwa Achille Mbembe aus Kamerun, der an der Sorbonne war, oder

sein indischer Kollege Homi K. Bhaba, der in Bombay und Oxford ausgebildet wurde.

Wie also ist zu erklären, dass keine der vierzig vorangegangenen Jahreskonferenzen der ALA in Europa stattgefunden hat? Wollten die Afrikanisten nicht nach Europa kommen, oder wollte die Alte Welt die Afrikanisten nicht einladen? „Das ist eine gute Frage“, sagt Susan Arndt, eine der Organisatorinnen der Konferenz. Man müsse sich um die Veranstaltung bewerben. Dass Bayreuth die erste europäische Universität sei, die sich um die Ausrichtung der Jahreskonferenz der ALA beworben habe, hält die Professorin für transkulturelle Anglistik zumindest

geria anhören und danach vergeblich darauf warten, dass Njoki Ngumis Film „Stories of our lives“ gezeigt wird, was nach vielversprechenden ersten zehn Minuten über ein junges lesbisches Paar im heutigen Südafrika an technischen Schwierigkeiten scheitert. Geduldig wartet das Publikum, immer neue Gerätschaften werden herbeigeschafft, alles vergeblich. Niemand murr, niemand klagt. Afrikanisten, so scheint es, sind durch kleinere Pannen nicht so leicht zu erschüttern.

Im Tagungshotel findet in einer Ecke des Foyers, mittlerweile ist es kurz nach Mitternacht, noch ein kleiner Basar statt. Mehrere Frauen probieren die bunten

Art von Ausbeutung, die Menschen sich ausdenken können, Unterdrückung, Rassismus, Umwelterstörung und Raubbau an allen natürlichen Ressourcen, was immer der Westen Afrika angetan hat und noch immer antut – all das kommt in Bayreuth auf die eine oder andere Weise zur Sprache, und deshalb hat wohl fast jede einzelne dieser vielen literaturwissenschaftlichen Veranstaltungen auch einen eminent politischen Charakter. Afrika, so hieß es nach archäologischen Funden vor etlichen Jahren, sei vermutlich die Wiege der Menschheit gewesen. In jedem Fall, so schreibt Achille Mbembe in seinem auch auf Deutsch erschienenen Buch „Kritik

sich, sondern dass es das Verbrechen gegen den weißen Menschen ist, dass es die Demütigung des Weißen ist und die Anwendung kolonialistischer Praktiken auf Europa, denen bisher nur die Araber Algeriens, die Kulis in Indien und die Neger Afrikas ausgesetzt waren“.

Wie bewahrt eine oft weitgehend auf mündlicher Überlieferung beruhende Kultur ihre Geschichten im digitalen Zeitalter? Das Thema der Konferenz, formuliert im dehnbaren Tagungssprache, lautete „African Futures and beyond. Visions in transitions“ und war insofern nicht schlecht gewählt weil es zu fast nichts verpflichtet und fast alles erlaubte.

Gleichzeitig lebt die alte orale Tradition der ostafrikanischen Kultur in den neuen digitalen Medien weiter. Der Alphabetismus in Afrika ist nach wie vor weit verbreitet, die Versorgung mit Computern oft sehr schlecht, aber es gab bereits 2011 mehr als fünf-hundert Millionen Mobiltelefonnutzer auf dem Kontinent, und es häufen sich die Indizien dafür, dass die Tradition des mündlichen Erzählens in den sozialen Medien eine Fortsetzung findet. Hier kommt auch das bereits erwähnte „Ubuntu“ wieder ins Spiel. Dabei handelt es sich um ein linux-basiertes Betriebssystem, das besonders einfach zu bedienen sein soll und Schätzungen zufolge gegenwärtig von ungefähr 25 Millionen Afrikanern benutzt wird. Wo ein großer Teil der Menschen nicht lesen und schreiben kann, bekommen Konzepte, die auf Bildsymbolik und intuitiver Nutzerführung basieren, ein anderes Gewicht als in Europa. Ubuntu ist ein Wort aus der Zulu-Sprache und bedeutet soviel wie Menschlichkeit.

Die Hoffnungen, die Afrika in die digitale Entwicklung setzt, sind groß. Dennoch muss man vielleicht nicht so weit gehen, wie Teju Cole, der seinen Vortrag am letzten Tag der Konferenz mit einer wie wesentlich präsentierten Fotocollage begann: Vom Laptop beamt er ein Foto des Musikers Pharell Williams und Cranachs Bildnis des Heiligen Mauritius an die Wand. Damit, so Cole, stimme er seine amerikanischen Studenten auf die Kunstgeschichte der Renaissance ein: zwei schwarze Helden, zwei Poseure, zwei verschiedene Dresscodes. So lässt sich die zeitliche Differenz von fast einem halben Jahrtausend, die zwischen beiden Bildnissen liegt, leichter überbrücken.

Aber wie lässt sich die Differenz überbrücken zwischen Millionen Afrikanern, für die eine Mittelstandsexistenz bescheidenster Form ein unerreichbarer Traum bleiben muss, und jenen, die wie Cole oder seine ebenfalls international erfolgreichen Kolleginnen Chimamanda Ngozi Adichie und Taiye Selasi im Westen eine exzellente Ausbildung genossen haben? Die verschiedenen Ausformungen des Feminismus und der Gender-Forschung (Womanism, Motherism, Switanism, LGBTIQ), die in Bayreuth vielleicht diskursbedingt einen großen Spielraum einnehmen, finden ihre gemeinsame Basis in dem Vorwurf, der Feminismus westlicher Provenienz sei über die schmale Perspektive der wohlstandsverwöhnten weißen Mittelstandsfrau nicht hinausgekommen.

Das Identitätskonzept des „Afropolitani-smus“ und seine Konkurrenzmodelle könnten über eine ähnliche gemeinsame Basis durch Abgrenzung nicht verfügen, weil der Afropolitani-smus selbst als ausgrenzend empfunden werden muss. Deshalb wurde in Bayreuth überwiegend der ältere Begriff des Pan-Afrikanismus favorisiert.

Die größte afrikanische Megacity der Zukunft ist für Teju Cole Twitter, weil mit diesem Medium eine rasche Mobilisierung großer Massen möglich sei: Warum sonst, so seine Frage, hätten die meisten großen Demonstrationen in der Geschichte Afrikas alle in den letzten paar Jahren stattgefunden? Cole träumt den Traum einer umfassenden Demokratisierung, sein ironisches Schlussbild zeigte einen Tweet: „Alle sechzig Sekunden stirbt in Afrika eine Minute. Wir können dem ein Ende setzen.“

Unter den weit über vierhundert Afrikanisten aus aller Welt, die sich im Bayreuther Audimax versammelt hatten, um Teju Cole zu hören, saß auch Ama Ata Aidoo, eine der großen alten Damen der afrikanischen Literatur. Die Schriftstellerin aus Ghana war der Ehrengast der Konferenz, zu deren Beginn Susan Arndt eine Schlüsselstelle aus dem Werk Aidoo zitiert hatte. Aidoo, Jahrgang 1942, beschreibt darin einen Altraum, in dem ihre Protagonistin Ainowa sich als „Mutter Afrika“ erlebt, deren ungeheures Leib unauffällig Männer, Frauen und Kinder entströmen, die sofort nach ihrer Geburt von Monstern mit Hummerköpfen und gewaltigen Klauen und Zangen zerstückelt werden. Das Meer brodelte und kochte, aber die Menschen sind vollkommen still. Kein Schrei, kein Seufzer, kein Stöhnen: „Und all das ging immer so weiter.“ Afrikanische Träume haben viele Gesichter.

HUBERT SPIEGEL

# Afrikanische Träume

Warum reisen vierhundert internationale Spezialisten für afrikanische Literatur nach Bayreuth? Um über Afrikas Zukunft zu streiten, die für die einen in der grenzenlosen Welt des Digitalen liegt, während die anderen nach wie vor am Erbe des Kolonialismus tragen.



Schwarze Helden: Cranachs „Heiliger Mauritius“, 1522; der Musiker Pharrell Williams, 2014; der Schriftsteller Teju Cole, 2015



Fotos Mauritius Images/WireImage/ Daniela Incoronato

nicht für ausgeschlossen. Das Programm, das sie zusammen mit ihrer Kollegin Nadja Ofuately-Alazard und einem vielköpfigen Team zusammengestellt hat, ist kaum zu überschauen. Fünf Tage lang finden von acht Uhr morgens bis spät in die Nacht zahllose, oft parallel durchgeführte Veranstaltungen statt. Die Spezialisierung ist unendlich groß. Man kann sich einen Vortrag über Ubuntu in der ehemals von Spanien beanspruchten Westsahara anhören und sich anschließend über die Funktion des Gelächters im frankophonen afrikanischen Theater aufklären lassen, Podiumsdiskussionen über die Werke von Chinua Achebe oder Nuruddin Farah verfolgen, sich danach in der Mensa mit „Carne Assada“ nach brasilianischem Rezept stärken, am Abend zwei Lesungen der jungen Science-Fiction-Autoren Shadreck Chikoti aus Malawi und Nnedi Okorafor aus Ni-

geria anhören und danach vergeblich darauf warten, dass Njoki Ngumis Film „Stories of our lives“ gezeigt wird, was nach vielversprechenden ersten zehn Minuten über ein junges lesbisches Paar im heutigen Südafrika an technischen Schwierigkeiten scheitert. Geduldig wartet das Publikum, immer neue Gerätschaften werden herbeigeschafft, alles vergeblich. Niemand murr, niemand klagt. Afrikanisten, so scheint es, sind durch kleinere Pannen nicht so leicht zu erschüttern.

Im Tagungshotel findet in einer Ecke des Foyers, mittlerweile ist es kurz nach Mitternacht, noch ein kleiner Basar statt. Mehrere Frauen probieren die bunten

Kleider an, die in großen Koffern auf Kundschaft warten. Im Fahrstuhl lehnt eine weißhaarige Afrikanerin mit geschlossenen Augen an der Wand: „Ich liebe die Kleider, ich liebe diese Farben, und ich liebe jede Art von Basar. Aber jetzt, Schätzchen, muss ich schlafen gehen.“

Am nächsten Morgen spricht Ernest N. Emenyonu über ein Epos von Pita Nwana. „Omenuko“ ist der erste Roman, der auf Igbo geschrieben wurde, einer Sprache mit mehr als zwanzig Dialekten, die von etwa 24 Millionen Menschen gesprochen wird. Der Roman erschien 1933 und war ungeheuer erfolgreich. Viele Äußerungen der Hauptfigur, sagt Emenyonu, seien in weiten Teilen Nigerias bis heute sprichwörtlich. „Omenuko“ erzählt die Lebensgeschichte eines Sklavenhändlers.

Afrikas Vergangenheit ist nicht vergangen. Sklavenhandel, Kolonialismus, jede

der schwarzen Vernunft“, sei Afrika die Wiege des Kapitalismus. Denn hier habe das alte Europa gelernt, Menschen als Ware und Rohstoff zu definieren. Eine der Triebkräfte des liberalen Europas, so Mbembe, sei die Angst gewesen, die Angst vor den anderen, den Juden wie den Schwarzen.

Mbembe, Jahrgang 1952, ist mit dieser Ansicht gar nicht soweit entfernt von Aimé Césaire (1913 bis 2008), einem der Vordenker des Konzepts der „Négritude“. Césaire, der Gedichte, Dramen und Essays schrieb, vertrat die Ansicht, Europas Bürger hätten Hitler nicht seine Verbrechen an der Menschlichkeit vorgeworfen, sondern etwas anderes. Im Grunde sei das, was der gute europäische Bürger Hitler nicht verzeiht, „nicht das Verbrechen an sich, das Verbrechen am Menschen, nicht die Erniedrigung des Menschen an

Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen in Afrika ist ungeheuer. Drei Beispiele: Aniceti Kitereza, einer der bekanntesten Autoren Afrikas, hat die Bantu-Sprache Chividunda gesprochen und 1945 auf Kikerewe einen Roman verfasst, der nicht gedruckt werden konnte, bevor das Buch ins Kiswahili übersetzt wurde, was erst 1980 der Fall war. Wiederum zwei Jahrzehnte später, 2002, erschien der Roman über „Herrn Myombekere und Frau Bugonoka“ erstmals auf Englisch. Die deutsche Übersetzung war dank des Peter Hammer Verlags bereits in den neunziger Jahren erschienen. Die Vielzahl der afrikanischen Sprachen, ein spärlich entwickeltes Verlagswesen und die Schwierigkeiten, eine Übersetzungskultur zu etablieren, machen die Verbreitung selbst jener Autoren, die schon fast als Klassiker gelten, nach wie vor sehr schwierig.